
Kein Ende der Geschichte

Schumpeter, Joseph A. (2020).
 Kapitalismus, Sozialismus und
 Demokratie. Mit einer Einführung von
 Heinz D. Kurz. 10. ergänzte Aufl.
 Stuttgart, UTB. 650 Seiten. Taschenbuch.
 37,00 EUR. ISBN 978-3-8252-5317-2

Abgesehen von Zahlenmystik oder Jubiläumssitten gäbe es wohl wenige Gründe, die zehnte Auflage eines, wie die Zahl der Auflagen zeigt, keineswegs in Vergessenheit geratenen Werkes gesondert zu besprechen. Im Fall des von Kurz neu herausgegebenen Schumpeter-Klassikers „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ (KSD) kommen allerdings gleich mehrere dieser seltenen Gründe zusammen.

Zunächst rechtfertigt die bescheiden mit „Zur Einführung“ betitelte Darstellung der Entstehungs-, Wirkungs- und Übersetzungsgeschichte des Werkes durch den Herausgeber die Neuauflage. Diese ist in erweiterter Form bereits vor einem Jahr in dieser Zeitschrift (Kurz 2020) erschienen. Während die LeserInnenschaft zur Zeit der ersten deutschen Ausgaben mit den besprochenen Themen, wie der Debatte über die Möglichkeiten wirtschaftlicher Planung und den Diskursen zum adäquaten Übergang in den Sozialismus, vertraut war, kann man dies heute nicht mehr voraussetzen. Auf KSD trifft dies umso mehr zu, als Schumpeter selbst sich nicht bemüht hat, sein Werk explizit in die damalige Debatte einzuordnen, was am eher dünnen Literaturverzeichnis erkennbar ist.

Dann bringt diese Ausgabe auch die Einbeziehung des bisher nicht übersetzten fünften Abschnittes „Zur Ge-

schichte der sozialistischen Parteien“, sie macht diese zehnte Auflage tatsächlich zur ersten vollständigen deutschen Übersetzung.

Nicht zuletzt rechtfertigt die sorgfältige editorische Überarbeitung mit Stichwortverzeichnis und der Zusammenfassung früherer Vorworte die Neuauflage. Sie kann daher nicht nur NeueinsteigerInnen in Schumpeters Werk empfohlen werden, sondern qualifiziert sich vielmehr als neuer Referenzpunkt für weitere Untersuchungen.

Ein Hinweis aus dem von Kurz verfassten Einleitungsteil muss an dieser Stelle ebenfalls angeführt werden. Die Debatte zwischen Sozialismus und Kapitalismus, die Schumpeter hier darstellt, hat wenig bis gar nichts mit dem Kalten Krieg zu tun. Schumpeter schreibt im Wesentlichen nicht nur vor dem Niedergang, sondern auch vor dem Aufstieg der Sowjetunion.

Die Marx'sche Lehre

Der Historiker Timothy Snyder meinte bei einem Vortrag am Institut für die Wissenschaften vom Menschen, dass bis 89 von allen Intellektuellen angenommen werden konnte, dass sie eine Meinung zu Marx haben. Diese konnte günstig oder ungünstig sein, auf die Frage zu Marx mit „Zu wem?“ oder „Groucho?“ zu antworten war bis dahin aber undenkbar. Auch Schumpeter geht davon aus, dass die Inhalte im Wesentlichen bekannt sind. Dies bedeutet zugleich, dass die Debatte zur Marx'schen Ökonomie auf dem damaligen Stand stehen geblieben ist, womit die in einem „Matter of fact“-Ton referierten Kritikpunkte daran nicht eins zu eins übernommen werden können.

Die getrennte Betrachtung von Marx nach seiner Funktion als Prophet, So-

ziologe, Nationalökonom und Lehrer ist nach wie vor innovativ und würde sich in gleicher Weise für andere Ökonominnen eignen. Denn bei aller Bemühung, dies zu verschleiern, besteht Ökonomie eben auch aus Ideologie, aber eben nicht nur, und die Aussagen von politisch gefärbten TheoretikerInnen enthalten empirisch wertvolle Beobachtungen und Erkenntnisse.

Schumpeter kritisiert hier die Marx'sche Klassentheorie dafür, dass sie „den unaufhörlichen Aufstieg und Niedergang von einzelnen Familien in die obere Sphäre hinein und aus ihr heraus“ übersieht. Es ist interessant, dass Schumpeter den offensichtlichen Unterschied zwischen einer Klassenanalyse und einem methodologisch individualistischen Ansatz, der hier zu Tage tritt, unkommentiert lässt.

Lobend erwähnt er die Tatsache, dass Marx „Ausbeutung“ ohne den Rückgriff auf Betrug, Wucher oder Ähnliches erklärt und sie auf die Funktionslogik von Gütern und Arbeitsmärkten zurückführt. Schumpeters Einwand, dass Arbeitskraft nicht wie eine Ware hergestellt werden kann, erinnert an Karl Polanyis Konzept der fiktiven Waren, eine Idee, die damals vermutlich breiter diskutiert wurde.

Zum Abschluss seiner Auseinandersetzung mit Marx lobt Schumpeter die große Synthese an Erklärungen bei Marx, die historische, soziale und wirtschaftliche Bewegungen in einem großen Ganzen zusammenfasst. Der Teil zu Marx in KSD ist mit seinen vielen Andeutungen und Erwähnungen von Beteiligten an der Debatte ein brauchbarer Ausgangspunkt, als Ersteinführung aber nicht geeignet. Nicht bolschewistische Ökonominnen wie die AustromarxistInnen oder Rosa Luxemburg finden hier wahrscheinlich ihre

letzte fachlich wertschätzende Erwähnung in einem Werk, das zumindest am Rande zum ökonomischen Mainstream gehört. Für heutige LeserInnen könnte es hilfreich sein, vor oder statt des ersten Teils eine leichter zugängliche Einführung in den Marxismus zu lesen, etwa „Die Theorie kapitalistischer Entwicklung“ von Paul Sweezy (Sweezy 1970), sicherlich einem der berühmtesten Schumpeter-Schüler, oder auch den zweiten Teil von Otto Bauers „Einführung in die Volkswirtschaft“ (Bauer et al. 1956), die im Moment nur mehr antiquarisch zu bekommen ist. Schumpeter selbst geht davon aus, dass die LeserInnen Marx kennen.

Kann der Kapitalismus weiterleben?

Bereits im Prolog zum zweiten Teil kommt Schumpeter zum Punkt und beantwortet seine Frage „Kann der Kapitalismus weiterleben?“ mit „*Nein, meines Erachtens nicht!*“.

Zur Enttäuschung eiliger Studierender, die hofften, sich damit die Lektüre der weiteren 480 Seiten sparen zu können, fügt er allerdings hinzu, dass es wie immer ohnehin auf die Qualität der Argumentation ankomme und nicht auf den daraus gezogenen Schluss.

Sein Urteil über die Weiterentwicklung des Kapitalismus fußt nicht nur auf der Beobachtung seiner bisherigen Erfolge, sondern auch auf einem realistischen Modell seiner weiteren Entwicklung.

Aus theoretischer Sicht interessant: Schumpeter stellt mit Verweis auf die Arbeiten von Joan Robinson (Robinson 1969) oder F.H. Chamberlin (Chamberlin 1969) fest, dass die übliche Form der Marktinteraktion im Kapi-

talismus nicht die nur theoretisch dominierende vollkommene, sondern die unvollkommene Konkurrenz ist. Erst sie ermöglicht es die Selektion der profitabelsten Unternehmen sowie Wachstum und Innovation, also die großen Themen dieses Werkes darzustellen.

Wenn es so etwas wie eine USP für Schumpeter in der heutigen Zeit gibt, dann wohl die Idee der *schöpferischen Zerstörung*. Schumpeter betont, man möchte sagen durchaus im Einklang mit Marx, dass die wesentliche Eigenschaft des Kapitalismus die dynamische Überwindung der alten Verfahren durch neue und bessere ist.

Das Entscheidende an der Creative Destruction ist der Creative-Teil, nicht die Destruction.

Die Funktion der UnternehmerInnen als HeldInnen, die neue Methoden und Produkte außerhalb des Bestehenden entwickeln und durchsetzen, wird mit der Zeit überflüssig, „das Erfinden selbst ist zur Routinesache geworden“, und wirtschaftliche Veränderung muss laut Schumpeter nicht mehr gegen Widerstand durchgesetzt werden, sondern wird als Selbstverständlichkeit hingenommen.

Schumpeter betont, dass die Trennung von Eigentum und Kontrolle die Institution des freien Eigentums zerstört und die Formalisierung und Standardisierung das freie Vertragsrecht ad absurdum führt, womit der Kapitalismus seine eigenen institutionellen Fundamente untergräbt.

Doch auch ein Intellektueller der Spitzenklasse wie Schumpeter ist Opfer seiner Standesdünkel, wenn er feststellt, dass *„der stetig steigende Lebensstandard und namentlich die MüÙe, die der moderne Kapitalismus dem vollbeschäftigten Arbeiter bietet ...[.]*

das beste Rezept zur Erzeugung sozialer Unruhe“ ist. Die Tatsache, dass er erkennt, dass es sich um das „abgedroschenste, älteste und unverdaulichste aller Argumente“ handelt, und sein Bedauern, dass „das leider nur zu wahr ist“, macht die Zweifel an der Klarheit seiner Analyse nicht geringer.

Er übersieht auch, dass es sich bei den Bemühungen um soziale und politische Reformen durch die ArbeiterInnenbewegung um Innovationen, um kreative Zerstörung dysfunktionaler gesellschaftlicher Institutionen handelt. Dies ist umso bedauerlicher, als er im nunmehr ebenfalls übersetzten fünften Teil genau diesen Aspekt mit Bezug auf die Fabianer und einige sozialdemokratische Parteien andeutet.

Schumpeters Analyse über die Rolle der Intellektuellen in der Krise des Kapitalismus ist vielleicht nicht überzeugend, aber wegen der pointierten Polemik lesenswert.

Der beklagte Untergang einer großbürgerlichen Privilegienwirtschaft, in der es sich der Patriarch zu Lasten der Freiheit und Entfaltung der Frauen, der Lebenschancen der DienstbotInnen und ihrer Nachkommen wohl sein lässt, ist einer der Tiefpunkte des Buches. Dass er auch noch den Bourgeois zum Hüter der langfristigen Interessen der Gesellschaft macht, die dieser im dynastischen Familieninteresse wahrnimmt, bringt die Erkenntnis um nichts weiter als das von ihm selbst kritisierte bürgerliche Ammenmärchen von der Spargesinnung.

Kann der Sozialismus funktionieren?

Schumpeter greift hier die Markt-versus-Plan-Diskussionen aus dem Wien der Zwischenkriegszeit auf. Seine So-

zialismusdefinition beruht auf dem Merkmal der Kontrolle der Produktionsmittel durch eine Zentralbehörde, Modelle wie den Gildensozialismus, Syndikalismus und andere Typen schließt er aus.

Die Kriterien für den Sozialismus definieren bei ihm ex negativo ebenso den Kapitalismus, und bei genauer Betrachtung stellt sich durchaus die Frage, ob nach Schumpeters Definitionen Länder wie Japan oder Korea, aber auch das Nachkriegsösterreich in der Phase forcierter Wirtschaftsentwicklung noch einem kapitalistischen Grundplan folgten.

Im Gegensatz zu Hayek oder Robbins ist Schumpeter nicht der Meinung, dass die Behörde unter der Komplexität zusammenbrechen würde. Er geht davon aus, dass man Prinzipien der bürgerlichen Ökonomie, wie das Grenzkostenprinzip, nutzen kann, und verweist auf mögliche Mechanismen, wie sie schon von Enrico Barone oder Oskar Lange entwickelt wurden.

Die sicherlich wichtigste Feststellung zur Funktionsweise des sozialistischen Systems ist, dass es jener der Großunternehmen im Kapitalismus deutlich näher ist als einem System der vollkommenen Konkurrenz.

Das sozialistische System kann auf der Erfahrung der Großunternehmung aufbauen und muss die bürokratische Unternehmensführung nicht neu erfinden.

Schumpeter macht in einer Fußnote einen kurzen, auch heute noch interessanten Exkurs über die Frage, wie viel und welche Bereiche der Realität in einem Modell noch enthalten sein müssen, und nimmt damit einen Teil der Methodendebatte in der Ökonomie vorweg.

Die Landwirtschaft würde er aus dem

sozialistischen Plan aussparen. Dies ist interessant, wenn man bedenkt, dass es sich heute bei der Landwirtschaft wohl um den am stärksten zentral geplanten Sektor handelt.

Die Frage ist, wie „die oberen oder führenden Schichten eingebunden werden können“, er meint, dass jeder vernünftige Sozialist zugeben wird, dass es notwendig ist, ihre „übernormalen“ Fähigkeiten zu nutzen. Schumpeter stellt die Frage, ob denn andere als bürgerliche Personen (im Sozialismus) die Cheffunktion übernehmen können. Man darf anmerken, dass offenbar weder eine gescheiterte Karriere in der Politik noch eine in den Konkurs geführte Bank einen gefestigten altösterreichischen Standesdünkel erschüttern können.

Die für die Planung erforderliche Bürokratie stellt „nicht ein Hindernis der Demokratie, sondern ihre unvermeidliche Ergänzung“ dar, eine Erkenntnis, die man vielen KommentatorInnen auch in heutiger Zeit wünschen würde.

Weder in der Bildung ausreichender Ersparnisse noch in der Aufrechterhaltung der Disziplin in den Fabriken sieht er ein unlösbares Problem.

Wesentlich ist für Schumpeter der Zeitpunkt für den Übergang zum Sozialismus, abhängig vom Entwicklungsstand des Kapitalismus.

Im Zustand der Reife gibt es bürokratische Großunternehmungen und einen Zinsfuß, der mangels Investitionschancen nahe null liegt, in dieser Situation sieht er wenig Probleme im Übergang.

Ganz anders ist die Lage bei einer Sozialisierung im Zustand der Unreife. Solange es noch viele Entwicklungschancen im Kapitalismus gibt, werden diese nicht kampflos aufgegeben werden. Der Übergang kann dann nur mit

Gewalt erfolgen. So „eine Sozialisierung, die ... [nach] einer nachfolgenden Schreckensherrschaft verlangt, [ist] weder kurz- noch langfristig zum Vorteil von irgendjemand außer jenen, die sie durchführen“.

Wenn Schumpeter dann noch am englischen Beispiel beschreibt, dass die recht einfache Verstaatlichung von Banken, Versicherungen, Elektrizitätswirtschaft, Eisenbahn, Kohle und Stahl nur mehr ein kleiner Schritt ist, kann man die Frage stellen, ob er das Nachkriegsösterreich mit seinen verstaatlichten Banken und Industriebetrieben sowie der staatlichen Pensions- und Gesundheitsversorgung überhaupt als kapitalistisches Land gesehen hätte.

Sozialismus und Demokratie

Laut Schumpeter hätte bis 1916 niemand bezweifelt, dass Sozialismus demokratisch ist. Und für die Zeit danach ist klar, dass die Bolschewiki unter Stalin undemokratisch waren, während die englischen, schwedischen und deutschen SozialdemokratInnen keine Alternative hatten, als demokratisch zu bleiben. Die österreichischen SozialdemokratInnen hielten 1918 und 1919 zur Demokratie, schwankten unter dem Eindruck Ungarns kurz und kehrten schnell zur Demokratie zurück.

Demokratie ist für Schumpeter eine Methode, zu Entscheidungen zu kommen, und keine Zielvorstellung an sich.

Die gängige Definition von Demokratie als Herrschaft des Volkes ist für ihn ungenügend, da relevantes Volk und Form und Umfang der Herrschaft erst definiert werden müssen.

Die Orientierung am Gemeinwohl leidet unter dem Problem, dass es das wohl definierte „Gemeinwohl“ nicht gibt. Menschen können unterschiedli-

che Ziele verfolgen, und diese müssen nicht in Einklang miteinander stehen. Anders formuliert, Schumpeter nimmt bereits das Arrow-Paradoxon vorweg.

Wenig überraschend vertritt Schumpeter die Position, dass die postulierte Gleichheit in Hinblick auf die tatsächliche Fähigkeit der Bürgerschaft, sich politisch einzubringen, faktisch nicht gegeben ist. Im Abschnitt über die menschliche Natur in der Politik beklagt Schumpeter die verzerrenden Kräfte der Massenpsychologie, die mangelnde Kenntnis der nationalen Probleme und das Fehlen an Erfahrung mit großen Fragestellungen beim Volk.

Hier muss man dem großen Analytiker leider Blindheit auf mehr als einem Auge vorwerfen. Zu übersehen, dass gerade zwei verheerende Weltkriege von Monarchen und Diktatoren im erkennbar elitären, kleinen Kreis beschlossen, vom Zaun gebrochen und verloren wurden, ist schlicht eine schwache Leistung.

Demokratie besteht aus seiner Sicht aus dem Konkurrenzkampf „um die Stimmen des Volkes“. Die Demokratie bildet einen Rahmen, in dem dieser Konkurrenzkampf zu führen ist. Ein demokratisches System muss nicht alle Freiheiten bieten, wohl aber die Freiheit, sich um ein demokratisches Amt zu bewerben, die Wählbarkeit inkludiert dabei zugleich die Abwählbarkeit.

Um das Funktionieren der demokratischen Politik zu verstehen, muss man im Kern vom Kampf um Macht und Amt ausgehen, so wie man im Wirtschaftlichen vom Gewinnmotiv ausgeht. Auch wenn Schumpeter den Analyseapparat der Ökonomie auf eine politische Fragestellung anwendet, unterscheidet sich dieser Ansatz massiv von der später populär gewordenen Neuen Politi-

schen Ökonomie. Denn während Letztere vor allem die Motivationslage politischer AkteurInnen mit dem Instrumentarium des Methodologischen Individualismus und der Annahme eines Nutzen maximierenden Individuums analysieren will, betrachtet Schumpeter die Bedingungen, unter denen institutionelle Arrangements stabile, nicht aber starre Konstellationen bilden können.

Zur Frage, ob Sozialismus und Demokratie zusammenpassen, stellt er fest, dass es weder prinzipiellen Widerspruch noch notwendige Übereinstimmung gibt.

Aber auch im Sozialismus wird es Umstände geben, die es notwendig machen, die ArbeiterInnen in den Fabriken zu disziplinieren, die Diktatur des Proletariats wird dann zur Diktatur über das Proletariat, womit die Demokratie im Sozialismus vielleicht weniger attraktiv und hell sein mag als im utopischen Entwurf.

Eine historische Skizze der sozialistischen Parteien

Im fünften Teil ordnet Schumpeter die auf Marx basierenden, man kann sagen dominanten Strömungen des Sozialismus theoriegeschichtlich ein. Schumpeter erkennt bei den utopischen Vorgängern von Marx zwar ebenfalls Schwächen, teilt aber nicht den Standpunkt des Altmeisters, der in der fehlenden Analyse das Kernproblem dieser Autoren sieht.

Bei Morus fehlt Schumpeter die Beschreibung des Weges nach Utopia. Bei Owen gibt es keinen Plan, wer Träger des Übergangs zum neuen System sein soll. Die Anarchisten wie Proudhon und Bakunin liefern aus seiner Sicht maximal Vorlagen für „Wahnwit-

zige, Poeten und Verliebte“ und sind ihm eindeutig zu destruktiv.

Zu Recht betont er, dass bei aller Rationalität die Triebkraft für sozialistische Bewegungen nach wie vor aus den „irrationalen Sehnsüchten der Seelen“ kommt, sie zu ignorieren wäre „undankbar gegenüber der Welle“, die sie trägt.

Der Ausgangspunkt von Marx unterscheidet sich in mehrerlei Hinsicht von allen anderen sowohl englischen als auch deutschen Sozialisten (z.B. Lassalle). Marx und Engels hatten keine Aussicht, die ArbeiterInnenmassen selbst zu organisieren; sie mussten die Gewerkschaften als Institution zur Organisation des Klassenbewusstseins anerkennen, gleichzeitig aber brachten sie ihnen Misstrauen entgegen, weil sie ihrer Meinung nach die ArbeiterInnen verbürgerlichten.

Und bis heute liegt hier eine Wurzel der Antagonismen zwischen ArbeiterInnen (Gewerkschaften) und Intellektuellen (Parteien) innerhalb der sozialistischen Parteien.

1875 wurde die Sozialdemokratische Partei Deutschlands als Vereinigung der Gruppe um Lassalle und jener um Liebknecht und Bebel gegründet. Sie stieg zur stimmenstärksten Partei auf und hielt diese Position bis zum Ende des Kaiserreichs.

In England dauerte es etwas länger bis zur Gründung von Independent Labour (1893), weil Liberale und Konservative schon vorher Teile der Agenda aufgenommen hatten.

Daneben entstanden in England auch die Fabians. Sie waren in der englischen Elite von Oxbridge integriert und machten sich als Thinktank nützlich, indem sie vor allem Daten und Vorschläge für die Politik bereitstellten. Die MarxistInnen verachteten die Fa-

bianerInnen. Obwohl sich diese, wie Schumpeter feststellt, in ihrem Bestreben, „sich im Gleichschritt mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu bewegen und das ultimative Ziel sich selbst zu überlassen“, mehr im Einklang mit der marxistischen Lehre befanden als Marx' eigene Revolutionssehnsucht.

Wenig verspricht er sich vom Vorbild Russlands. Russland war nicht im Geringsten bereit für den Übergang zum Sozialismus. Die englische Zeitschrift „Marxism Today“ legte Marx in einem fiktiven Interview in ihrer letzten Ausgabe 1991 auf die Frage nach seinem *favourite joke* sehr pointiert die Antwort „The world revolution will begin in Russia“ in den Mund (Marxism Today 1991), womit sie pointiert die selbe Meinung vertritt.

Von Bedeutung ist natürlich auch, was Schumpeter zur Entwicklung in seiner Wahlheimat zu sagen hat, die sich gerade aufschwang, zum Hegemon in der kapitalistischen Welt zu werden. Im Lauf des 19. bis ins 20. Jahrhundert, konstatiert er, war die agrarische Welt der USA in hohem Maße antisozialistisch.

Während in Russland die wirtschaftliche Veränderung für den Eintritt der Marx'schen Vorhersagen zu langsam ging, war sie in den USA zu rasant. Nicht nur konnten die amerikanischen ArbeiterInnen nach Westen gehen, wann immer sie mit dem Stand des Kapitalismus unzufrieden waren, dank des rasanten Fortschritts konnten sie laut Schumpeter auch weiter in die Zukunft flüchten.

Die französische Entwicklung reicht länger zurück als jene in anderen Staaten und unterscheidet sich deutlich vom Fabianismus, aber auch vom marxistischen Sozialismus, der eine einige ArbeiterInnenbewegung oder zumin-

dest ein einigendes Bekenntnis der Intellektuellen erforderte.

In Frankreich dominierte weniger die Großindustrie, und die Masse der Bauernschaft, HandwerkerInnen und Angestellten unterstützte eher mittelständische Reformen, zudem lehnten die vielen KatholikInnen, die den Kern der Unzufriedenen bildeten, den Antiklerikalismus der SozialistInnen ab.

Es gab zwar viele Gruppen, von Blanquisten, die auf das entschlossene Handeln einiger Männer setzten, bis Reformisten (Jaurès), und eine marxistische Bewegung unter Lafargue (Parti ouvrier), sie kamen jedoch nie zu vergleichbarer politischer Bedeutung wie die SozialdemokratInnen in Deutschland.

Die Entwicklung im deutschsprachigen Raum hatte ebenso ihr spezifisches Gepräge; obwohl es mit dem Verein für Sozialpolitik (und den Kathedersozialisten) eine den Fabianern ähnliche Vereinigung gab, folgte die Entwicklung hier nicht dem britischen Muster. In Österreich (Cisleithanien) kam es durch den Entwicklungsrückstand erst 1888 beim Hainfelder Parteitag unter Victor Adler zur Einigung der national vielfältigen Parteien. Einige ihrer Mitglieder trugen wesentlich zur Weiterentwicklung der marxistischen Theorie bei (Otto Bauer, Hilferding ...). Adler hatte die Intellektuellen allerdings gut unter Kontrolle und ließ sich in den Kernbereichen der Parteiorganisation und beim Verfassen eines pragmatischen Programms nicht dreinpfeuschen, wie Schumpeter meint.

Am Ende des Ersten Weltkrieges hatten sich die sozialistischen Parteien nicht zu sehr kompromittiert, sie waren weder begeistert mitgelaufen noch hatten sie „ihr Volk“ in der Stunde der Gefahr „im Stich gelassen“.

Schumpeter sieht in der Situation nach dem Ersten Weltkrieg eine einmalige Chance für die sozialistischen Parteien. Seiner Meinung nach waren auch die Spaltungen von Labour sowie die Abspaltung des Spartakusbundes im Krieg nicht jene großen Brüche in der Linken, als die sie später dargestellt wurden. Vor allem betonte Schumpeter, dass Rosa Luxemburg, wengleich sie sich mit ihrer Gruppe von den Sozialdemokraten abspaltete, eine der „unerbittlichsten Kritikerinnen der bolschewistischen Praxis“ war.

Nachdem der Krieg und nicht der natürliche Lauf der marxistischen Geschichte die SozialistInnen an die Macht gebrachte hatte, waren sie gezwungen, unter kapitalistischen Verhältnissen zu regieren und auf die „Euthanasie der bürgerlichen Gesellschaft“ zu warten. Bis dahin konnten sie versuchen, soweit möglich die Lage der ArbeiterInnen zu verbessern.

Nach Schumpeters Meinung war dies aus damaliger Sicht vermutlich nicht nur das Beste, was sie tun konnten, sondern mangels einer demokratischen Mehrheit auch das Einzige.

Schumpeter wagt sich dann auf das glatte Eis der Prognosen, wenn er über die Konsequenzen des zeitgleich tobenden Zweiten Weltkriegs und die Zukunft der sozialistischen Parteien nachdenkt.

Er zieht nur zwei Szenarien in Betracht: das einer vollständigen russischen Dominanz in Europa, die er nicht weiter behandelt, oder das Entstehen einer zumindest in Europa dominierenden Pax Americana. Diese amerikanische Dominanz könnte sich seiner Einschätzung nach nur auf die sozialdemokratischen Parteien als funktionierende politische Organisationen stützen. Wobei die Veränderungen im

Krieg wie steigende Besteuerung, wachsende Bürokratie und staatliche Kontrolle wohl auch in den USA zu einer verstärkten Entwicklung hin zum Sozialismus führen würden. Interessant ist außerdem, dass er 1942 sehr akkurat den Sieg der englischen Labour Party nach dem Krieg vorhersagt, da diese bereits vor dem Krieg auf dem Weg zur Macht war.

Schumpeter macht sich im 28. Kapitel noch Gedanken über Folgen des Zweiten Weltkrieges. Er konstatiert, dass jetzt (Juli 1946) Stalin der Herr Osteuropas ist und die USA und das UK den Westen dominieren. Auffallend sind seiner Meinung nach der industrielle Erfolg der USA und der politische Erfolg Russlands. Gerade dass er Ersteres für auffallend hält, zeigt, dass man die Bedeutung dieser Kriegsperiode und Kriegsanstrengungen für den Aufstieg der USA zur unumstrittenen industriellen Führungsmacht aus heutiger Sicht oft unterschätzt.

Auch bezüglich der USA meint Schumpeter, dass die Möglichkeiten, Umverteilung durchzusetzen, bisher unterschätzt wurden. Er verweist dabei auf einen Beitrag in der AER, der diese steigende Steuerlast in den USA beschreibt (Vegh 1941).

Das privatwirtschaftliche System der USA könnte sich auch aufgrund seines „kolossalen industriellen Erfolg[s]“ halten, da dieser möglicherweise bis hinunter zu den Ärmsten Armut und Leiden beseitige.

Zuletzt behandelt er noch kurz den unleugbaren Aufstieg Russlands zur Großmacht und hält fest, dass er nur wenig über die Ausbreitung des Sozialismus sagen kann, als dass das Regime nicht sozialistisch ist. Wahrscheinlich würde er Ähnliches über China sagen.

Kurz soll noch auf die Rede eingegangen werden, die vermutlich vom letzten öffentlichen Auftritt Schumpeters stammt, betitelt mit „Der Marsch in den Sozialismus“: Sozialismus ist die Übernahme der Privatwirtschaft durch den Staat, dieser kann demokratisch kontrolliert werden, muss es aber nicht, er braucht eine große Bürokratie, muss allerdings nicht notwendig zentralisiert sein und kann im Sinne von Langer-Lerner auch Konkurrenz, Konsum und Berufswahl zulassen.

Hier ist der interessanteste Teil sicherlich jener, in dem Schumpeter über die Frage spricht, wie weit soziale Tendenzen überhaupt prognostiziert werden können.

Die SozialökonomInnen heute erkennen laut ihm, was Marx übersehen hat: die Fähigkeit des Kapitalismus, Massenwohlstand herzustellen.

Schumpeter ist davon überzeugt, dass der Kapitalismus untergehen wird, jedenfalls als Wertordnung, Lebensstil und Kulturform. Wenn man Schumpeters nicht ganz so klare Beschreibungen des Sozialismus nach dem Akt zugrunde legt, kann man aus heutiger Sicht zumindest sagen, dass wir wohl schon nahe dran waren.

Literatur

- Bauer, Otto/Winkler, Ernst/Kautsky, Benedikt (1956). Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Mit einer Einleitung von Ernst Winkler und einem Nachwort von Benedikt Kautsky. Wien, Wiener Volksbuchhandlung.
- Chamberlin, Edward Hastings (1969). *The theory of monopolistic competition. A re-orientation of the theory of value.* 8. Aufl. Cambridge, Mass., Harvard Univ. Press.
- Kurz, Heinz D. (2020). Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie: Schumpeters Entwurf einer *histoire raisonnée* der Moderne. *Wirtschaft und Gesellschaft* 46 (4), 559–607. Online verfügbar unter <https://journals.akwien.at/wug/article/view/34> (abgerufen am 14.12.2021).
- Marxism Today (1991). Backpage, Karl Marx, 64. Online verfügbar unter http://banmarchive.org.uk/collections/mt/index_frame.htm (abgerufen am 29.11.2021).
- Robinson, Joan (1969). *The Economics of Imperfect Competition.* 2. Aufl. London, Palgrave Macmillan UK; Imprint Palgrave Macmillan.
- Sweezy, Paul Marlor (1970). *The theory of capitalist development. Principles of Marxian political economy.* New York, Modern Reader Paperbacks.
- Vegh, Imre de (1941). Savings, Investment, and Consumption. *The American Economic Review* 30 (5), 237–247. Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/1816432> (abgerufen am 14.12.2021).